

Ernst Osterkamp

## **Fläche und Tiefe. Wilhelm von Humboldt als Theoretiker von Schillers Modernität**

„Es wird“, so schrieb Wilhelm von Humboldt am 4. Dezember 1795 an Friedrich Schiller, „entsetzlich wenig gelesen, das meiste nur angegafft und durchblättert. Eigentlich lesen tut jeder fast nur das, was er selbst eben zu seinem eignen Geschreibsel braucht.“<sup>1</sup> Über ihren zeitlosen kulturkritischen Gehalt hinaus entfalteten Humboldts Sätze eine eminente prognostische Kraft vor allem im Hinblick auf das gedruckte Resultat seiner die Jahre 1790 bis 1805 umfassenden Korrespondenz mit dem Dichter: den erstmals im Jahre 1830 bei Cotta, danach in mehreren jeweils erheblich erweiterten Neuauflagen erschienenen *Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt. Mit einer Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung von W. v. Humboldt*. Der Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt gehört – im Unterschied zu demjenigen mit Goethe, aber auch zu dem mit Körner – zu den großen unbekannteren Werken der deutschen Literatur. „Eigentlich lesen“ tut ihn fast niemand, und was die Fachgelehrten von ihm zur Kenntnis nehmen, ist in der Regel allein das, was sie für ihr „eignes Geschreibsel“ brauchen; sie verwenden ihn also allenfalls als Zitateneinbruch im Rahmen ihrer aktuellen Kommentierungs- und Interpretationsgeschäfte. Diese Geringschätzung einer der bedeutendsten Korrespondenzen der klassischen deutschen Literatur hat ihren Grund wohl nicht zuletzt in deren fragmentarischer Überlieferung, die von einer erheblichen Disproportion zwischen den Korrespondenzpartnern gekennzeichnet ist. Die 1962 von Siegfried Seidel herausgegebene jüngste Edition der Korrespondenz umfaßt 116 Stücke, von denen nur 21 von Schiller stammen; weitere Briefe haben seitdem das Verhältnis der Briefpartner noch stärker zuungunsten Schillers verschoben.<sup>2</sup> Humboldts Briefe aber werden offenbar nur ungern um ihrer selbst willen gelesen. Tatsächlich sind ihre Weitschweifigkeit und Pedanterie, die Neigung des Verfassers, sich von jeder konkreten Beobachtung sogleich ins Reich der Abstraktionen katapultieren zu lassen, ohne den Weg in die Empirie zurückfinden zu können, und das von Humboldt selbst beklagte Mißverhältnis zwischen seiner kritisch-analytischen Kompetenz und der Fähigkeit zu eigener Produktion dazu angetan, Ungeduld gegenüber dem bedeutendsten Juniorpartner der deutschen Klassik aufkommen zu lassen.

---

<sup>1</sup> Der Briefwechsel zwischen Friedrich Schiller und Wilhelm von Humboldt. Hg. von Siegfried Seidel. Berlin 1962. Bd. I, S. 249.

<sup>2</sup> Philip Mattson: „Bloss zufällige Versäumniss“? Zwei unbekanntere Briefe Wilhelm von Humboldts an Schiller. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 40 (1996), S. 14-29.

Deshalb ist es nicht überflüssig, sich die Bedeutung, die dieser Korrespondenz zukommt, durch die Erinnerung an einige Faktoren ihrer Publikationsgeschichte vor Augen zu führen. Auch wenn ihre Veröffentlichung zunächst weitgehend unabhängig voneinander geplant wurde, traten der 1829 erschienene Schiller-Goethe-Briefwechsel und die im Folgejahr veröffentlichte Humboldt-Schiller-Korrespondenz als Parallelunternehmen an die literarische Öffentlichkeit. Gemeinsam haben sie das Bild der deutschen Klassik auf eine Weise festgelegt, wie dies so keine der später erschienenen Korrespondenzen mehr konnte, zumal Humboldt die große Charakteristik Schillers, die er mit seiner dem Briefwechsel vorangestellten Abhandlung *Ueber Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung* vorlegte, noch im selben Jahr 1830 um eine in seiner *Recension von Goethes zweitem römischen Aufenthalt* entwickelte umfassende Charakteristik Goethes ergänzte und auf diese Weise aus der Verbindung von Schillers Streben nach einer Vereinigung von Poesie und Philosophie und Goethes Verschwisterung der Dichtkunst mit naturwissenschaftlicher Welterkenntnis überhaupt erst das Synthesemodell der deutschen Klassik schuf.<sup>3</sup> So setzte sich Humboldt mit der Veröffentlichung seines Briefwechsels mit Schiller gleichsam als Stifterfigur auf den von ihm selbst entworfenen Altar der deutschen Klassik, und auch dies spricht dafür, diese Korrespondenz unter dem Gesichtspunkt ihres Werkcharakters zu betrachten. Das hatten im übrigen auch schon die Erben Schillers getan; Ernst Schiller hatte ursprünglich geplant, sie als Supplementband zu der seit 1826 von ihm vorbereiteten Neuausgabe der Werke Schillers erscheinen zu lassen.<sup>4</sup>

Werkcharakter kommt dem Briefwechsel zwischen Humboldt und Schiller aber auch aufgrund der Bedeutung seines Gehalts zu. Trotz der Fülle der in ihm verhandelten Themen und Sachverhalte zeichnet er sich durch eine erstaunliche Geschlossenheit und Dichte im Problemgehalt und in der Problementwicklung aus, was allerdings auch – aber nicht nur – damit zu tun hat, daß rund zwei Drittel der Korrespondenz in den auf die Abreise Humboldts aus Jena folgenden Zeitraum vom Juli 1795 bis zum Oktober 1796 fallen, in dem Schiller mit der Abhandlung *Über naive und sentimentalische Dichtung* seine philosophische Phase abschließt und zugleich mit der Niederschrift zahlreicher Gedichte für die *Horen* und die *Musenalmanache* die dichterische Produktion wieder aufnimmt. In dieser Zeit ist der Anthropologe, Philologe und Geschichtstheoretiker Wilhelm von Humboldt der wichtigste

---

<sup>3</sup> Hierzu Karl Robert Mandelkow: *Goethe in Deutschland. Rezeptionsgeschichte eines Klassikers*. Bd. I. 1773-1918. München 1980, S. 127; Ernst Osterkamp: *Gesamtbildung und freier Genuß. Wechselwirkungen zwischen Goethe und Wilhelm von Humboldt*. In: *Wechselwirkungen. Kunst und Wissenschaft in Berlin und Weimar im Zeichen Goethes*. Bern 2002, S. 132-154, hier S. 143ff.

<sup>4</sup> Vgl. Siegfried Seidels editorische Nachbemerkung im Briefwechsel (wie Anm. 1), Bd. II, S.273ff.

Gesprächspartner Schillers bei der Klärung von dessen Problem, inwiefern er angesichts der konstitutiven Distanz der Moderne zum „Geiste der griechischen Poesie noch Dichter sein“ könne, „und zwar besserer Dichter, als der *Grad* jener Entfernung zu erlauben scheint“ (so Schillers Formulierung seiner „ästhetischen Gewissensfrage“ in seinem Brief an Humboldt vom 26. Oktober 1795).<sup>5</sup> Entscheidend dabei ist, daß der Anthropologe Humboldt einer Antwort auf diese für Schillers dichterische Existenz zentrale Frage bereits durch die in seinen vorangegangenen Briefen entworfenen Charakteristiken des dichterischen Genies seines Freundes vorgearbeitet hatte, wie man ohnehin wird sagen dürfen, daß die Briefe Humboldts an Schiller insgesamt einen groß angelegten Versuch zur Erfassung der geistigen Physiognomie des Dichters darstellen. Humboldt hatte seine ersten brieflichen Versuche zur Charakterisierung des Freundes niedergeschrieben, bevor Schiller seine „ästhetische Gewissensfrage“ mit der existentiellen Schärfe zu formulieren wagte, die er ihr im Oktober 1795 gab, und so läßt sich denn die These aufstellen, daß Humboldts briefliche Versuche, daß Charakteristische des Schillerschen Geistes zu erfassen, die Bedingung für die Möglichkeit bildeten, daß Schiller diese Frage überhaupt so stellen konnte (und damit zugleich eine wesentliche Bedingung für die Möglichkeit darstellten, daß Schiller seine eigene Antwort auf seine Frage mit der Abhandlung *Über naive und sentimentalische Dichtung* geben konnte). Diese Charakteristiken entwerfen, ohne daß Humboldt den Begriff oder gar die Schillersche Abhandlung schon gekannt hätte, das Portrait eines sentimentalischen Dichters, aber sie zeichnen dieses Portrait nicht unter dem Druck der Geschichtsphilosophie, sondern aus dem Geiste der Anthropologie, die nach dem Individuellen und Charakteristischen im Menschen sucht, und der Bildungstheorie, die danach fragt, wie das Charakteristische sich zum Vollkommenen, zum „individuellen Ideal“,<sup>6</sup> steigern lasse. Gerade damit aber, daß er aus dem Problem, wie in der Moderne ein Dichter möglich sein könne, der die Leistungen der Antike gegebenenfalls sogar überbietet, den geschichtsphilosophischen Druck herausnimmt, indem er es einer anthropologischen Lösung zuführt, wird Humboldt zum Protagonisten und Motor des Schillerschen Modernitätsbewußtseins. In der Korrespondenz mit dem Anthropologen und Bildungstheoretiker Humboldt jedenfalls schärft und befestigt sich das Bewußtsein Schillers, wie es unter den Bedingungen der Moderne für ihn möglich sein kann, Dichter zu sein, auf entscheidende Weise.

Dabei hatte Schiller selbst das lineare Fortschrittsdenken der Aufklärung, wie es im wesentlichen noch seine Antrittsvorlesung *Was heißt und zu welchem Ende studiert man*

---

<sup>5</sup> Briefwechsel (wie Anm. 1), Bd. I, S. 196f.

<sup>6</sup> Ebd., Bd. II, S. 104.

*Universalgeschichte?* prägt, in der Auseinandersetzung mit einer Jugendschrift Wilhelm von Humboldts in einen triadischen geschichtsphilosophischen Entwurf überführt, der konstitutiv werden sollte für das den großen Abhandlungen *Über die ästhetische Erziehung des Menschen* und *Über naive und sentimentalische Dichtung* zugrundeliegende Geschichtsmodell. In seinem Aufsatz *Über das Studium des Alterthums, und des griechischen insbesondere* hatte Humboldt 1793 erstmals in seinem Werk systematisch die Frage nach dem Nationalcharakter aufgeworfen und dabei in anthropologischer Perspektive zu begründen versucht, weshalb das Studium einer besonderen Nation, nämlich der Griechen, den „Nutzen der Kenntniss und Bildung des Menschen am reichsten gewähret“,<sup>7</sup> wobei er als den Zweck dieses Studiums die „höchste, proportionirlichste Ausbildung des Menschen“ bestimmte.<sup>8</sup> An diese Stelle des Humboldtschen Manuskripts setzte Schiller, den Humboldt um Kommentare zu seinen Thesen gebeten hatte, eine Randbemerkung, in der er das Distanzbewußtsein des Modernen zu den Griechen um die Perspektive auf eine Antike und Moderne gleichermaßen überschreitende Zukunft erweiterte, wobei er, im Anschluß an Humboldts anthropologische Argumentation, die empirisch zu beobachtenden Erkenntnisschritte des einzelnen Menschentypus gattungsgeschichtlich hochrechnete und damit eine „idealtypische Konstruktion“<sup>9</sup> der Menschheitsgeschichte gewann:

Sollte nicht von dem Fortschritt der menschlichen Kultur ohngefähr eben das gelten, was wir bey jeder Erfahrung zu bemerken Gelegenheit haben. Hier aber bemerkt man 3 Momente.

1. Der Gegenstand steht ganz vor uns, aber verworren und ineinander fließend.
2. Wir trennen einzelne Merkmale und unterscheiden. Unsere Erkenntniß ist *deutlich* aber vereinzelt und borniert.
3. Wir verbinden das Getrennte und das Ganze steht abermals vor uns, aber jetzt nicht mehr verworren sondern von allen Seiten beleuchtet.

In der ersten Periode waren die Griechen.

In der zweyten stehen wir.

Die dritte ist also noch zu hoffen, und dann wird man die Griechen auch nicht mehr zurück wünschen.<sup>10</sup>

Es fällt nicht schwer, in dieser triadischen Konstruktion aus Ganzheit, Trennung und einer das einzelne mit dem Ganzen vermittelnden allseitigen Erkenntnis den Prototyp von Schillers geschichtsphilosophischem Denken zu erkennen, den er in den großen Abhandlungen nur noch mit sozialen, politischen und ästhetischen Inhalten zu füllen hatte, um ihm seine

<sup>7</sup> Wilhelm von Humboldt: Werke. Hg. von Andreas Flitner und Klaus Giel. Bd. II. Schriften zur Altertumskunde und Ästhetik. Die Vasken. 4. Auflage. Stuttgart 1986, S. 9.

<sup>8</sup> Ebd., S. 7.

<sup>9</sup> So der Kommentar in NA, Bd. 21, S. 381.

<sup>10</sup> NA, Bd. 21, S. 63.

argumentative Sprengkraft zu verleihen. So gliedern die Briefe *Über die ästhetische Erziehung* die Menschheitsentwicklung in einen Dreischritt, der vom physischen über den ästhetischen zum moralischen Zustand führt, während die Abhandlung *Über naive und sentimentalische Dichtung* auf den Stand der reinen Natur denjenigen der Kultur und schließlich die ideale Übereinstimmung von Vernunft und Empfindung folgen läßt. Mit diesen triadischen Entwürfen löste Schiller zwar einerseits die geschichtstheoretischen Probleme, die die Desillusionierung des aufklärerischen Fortschrittsdenkens durch die Schrecken der Französischen Revolution aufgeworfen hatte, durch die philosophische Konstruktion eines künftigen utopischen Zustands, andererseits aber warf er damit zugleich für den modernen Künstler das neue Problem seiner positiven Selbstbestimmung auf, indem er ihn auf dem prekären Ort zwischen zwei geschichtlichen Maxima – der utopischen Vergangenheit der Griechen und der utopischen Zukunft der Menschheit – positionierte.

In dieser Situation hätte Schiller keinen besseren Gesprächspartner finden können als Humboldt. Denn einerseits teilte dieser zwar Schillers Bewunderung für die Kultur der Griechen – und dies so sehr, daß seine frühen Überlegungen *Über das Studium des Alterthums, und des griechischen insbesondere* noch fünfzehn Jahre später seine Reform des preußischen Unterrichtswesens mitbestimmten – , andererseits aber kannte er die Griechen als Philologe viel zu genau, als daß sie sich ihm als monolithische Einheit von durchgängiger Positivität, von der aus sich eine Geschichtsphilosophie hätte aufbauen lassen, dargestellt hätten. Überdies war er als in den Traditionen der Berliner Aufklärung aufgewachsener und den Grundideen der Französischen Revolution verbundener politischer Denker und Bildungstheoretiker viel zu sehr von dem Glauben an die Kraft einzelner Fortschritte durchdrungen, als daß er in seiner wissenschaftlichen und politischen Praxis geschichtsphilosophischer Maximalprogramme als Orientierungsmedien bedurft hätte, und drittens schließlich war sein Blick als Anthropologe zu entschieden auf das Individuelle und Charakteristische fixiert, als daß er die Entwicklung der Menschheit als ganze noch hätte im Blick haben können oder auch nur hätte haben wollen. So nannte Humboldt denn auch, als er Schillers Skizze zu einer triadischen Fortschrittsgeschichte der menschlichen Kultur neben seinem Text las, diese in einem Brief an Friedrich August Wolf fasziniert eine „genievolle Idee“<sup>11</sup> – aber mehr und anderes als eine „genievolle Idee“ konnte sie für ihn auch nicht sein; als Philologe, politischer Denker und Anthropologe war er gleichsam immun gegen Schillers triadische Geschichtskonstruktion. So dicht Humboldt sein Denken bis in die Terminologie

---

<sup>11</sup> Zit. nach dem Vorwort zum Briefwechsel (wie Anm. 1), Bd. I, S. XXXV.

hinein auch an dasjenige des bewunderten Freundes heranführte, den Druck einer selbstkonstruierten utopischen Zukunft hat er dennoch niemals auf sich gefühlt, und ebensowenig lastete auch die Vergangenheit der Griechen als Druck auf ihm, weil sie für ihn trotz höchster Verehrung nie eine utopische Vergangenheit war, sondern allenfalls den Beweis dafür lieferte, daß auch das Charakteristische und Individuelle, das national Einmalige und historisch Besondere, der Steigerung zur Vollkommenheit fähig ist. Denn dies war es, was die Griechen zum Muster seiner Theorie der Bildung erhob.

Auch deshalb war es für ihn sehr viel leichter als für Schiller, eine geistige Ortsbestimmung des Künstlers in der Moderne vorzunehmen. Denn für den Bildungstheoretiker Humboldt stand fest, daß Individualität und Idealität keine Gegensätze bilden, sondern daß die Vervollkommnung zum Ideal auf einer individuellen Disposition des Charakters beruhe. Dies galt für ihn in der Moderne nicht anders als in der Antike, und deshalb war für ihn in der Moderne große Kunst immer dort möglich, wo sich individuelles Genie aus seinen charakteristischen Voraussetzungen heraus zum Ideal perfektioniert. „Nun geht mein ganzes Bestreben einzig nur dahin, überall das Ideal zu finden, ohne das Individuum zu zerstören“, so schrieb er am 25. Juni 1797 aus Dresden an Schiller,<sup>12</sup> und dieser Satz besaß für ihn ebensolche Gültigkeit für die Kunst der Antike wie für diejenige der Moderne; zugleich stellte er die Leitmaxime seiner Bildungskonzeption dar:

Diese Idee des individuellen Ideals liegt mir jetzt grade erstaunlich im Kopf. Es scheint mir so notwendig, sie gehörig auszuführen, zu zeigen, daß die Menschenkenntnis, wenn sie vollständig und philosophisch sein soll, nur das aufsuchen muß, was in dem Subjekt einer Vervollkommnung zum Ideal fähig ist, und die Menschenbildung im Grunde nichts weiter zu tun hat, als dies zu erhalten, zu reinigen und zu steigern, daß ich diese wenigen, aber nicht jedem leichten und geläufigen Ideen in einer eignen Abhandlung auszuführen und auf die Erziehung anzuwenden denke.<sup>13</sup>

Humboldt hat ähnliche Gedanken immer wieder in seinem Briefwechsel mit Schiller ausgesprochen und dabei vor allem auch deutlich gemacht, daß die Vorstellung eines allgemeinen Ideals als Ziel der Entwicklung sowohl des Individuums als auch der Gattung für ihn keine Gültigkeit haben konnte. „Besonders ist die Frage“, so schrieb er am 4. Januar 1796 an Schiller, „inwiefern die individuell bestimmte Geistesform sich mit Idealität vertrage, sowie auch der Satz, daß die Ausbildung des Individuums nicht sowohl in dem vagen Anstreben zu einem absoluten und allgemeinen Ideal als vielmehr in der möglichst reinen

---

<sup>12</sup> Ebd., Bd. II, S. 103.

<sup>13</sup> Ebd., S. 104.

Darstellung und Entwicklung seiner Individualität bestehe, von äußerster Wichtigkeit.“<sup>14</sup> Die Entschiedenheit, mit der Humboldt hier den normativen Maßstab eines „absoluten und allgemeinen Ideals“ als Ziel der Menschheitsentwicklung als „vage“ Idee verwirft, die sich nicht mit dem Konzept einer freien Entwicklung des Subjekts aus seinen individuellen Voraussetzungen vereinbaren läßt, impliziert zugleich seine Abgrenzung von Schillers geschichtsphilosophischen Denkmodellen. Er bedarf ihrer nicht, weil er nur das konkrete Ideal kennt, das aus der freien Entfaltung der je spezifischen Fähigkeiten des Individuums erwächst. Deshalb ist die Versöhnung von Individualität und Idealität für ihn ebensowenig die Angelegenheit einer fernen Zukunft, wie sie das Privileg einer utopischen Vergangenheit war, sondern sie ist eine Möglichkeit, mehr noch: sie ist eine konkrete Aufgabe im Hier und Jetzt. Soviel sei ihm, so fährt Humboldt an dieser Stelle seines Briefes fort, „jetzt schon klar, daß jede Individualität in *dem* Grade idealisch ist, als sie selbständig ist, d.h., als sie innerhalb ihres Kreises ein unendliches Vermögen einschließt und *dem Gehalt nach* alles zu leisten vermag, was der Gattung möglich ist.“<sup>15</sup> Jede Individualität: damit koppelt Humboldt seine Vorstellung einer Entfaltung der Idealität aus der Individualität ab von allen geschichtsphilosophischen Modellen der Menschheitsentwicklung und verankert sie im Jederzeitlichen und so auch in seiner eigenen Gegenwart.

Nun drängt sich an dieser Stelle die Frage auf, worauf Humboldts Gewißheit beruhte, daß eine solche idealische Individualität, deren besondere Fähigkeiten so weit entwickelt sind, daß sie einen unendlichen Gehalt zu entfalten vermag, zu Ende des 18. Jahrhunderts nicht etwa nur eine abstrakte Denkmöglichkeit war, sondern nicht anders als bei den Griechen konkrete Wirklichkeit sein konnte. Die Antwort geben die Charakteristiken Schillers, die Humboldt in seinen Briefen entwirft: Möglichkeit und Wirklichkeit des individuellen Ideals in seiner eigenen Zeit und Gegenwart repräsentiert für ihn die Gestalt Friedrich Schillers. Deshalb setzt er sich immer wieder in seinen Briefen an Schiller dessen Charakterisierung zur Aufgabe, denn Schiller bildet gleichsam den Kronzeugen seiner auf die Entfaltung der Idealität aus der Individualität ausgerichteten Bildungskonzeption; die Charakteristiken Schillers zeigen, daß selbst unter den widrigsten Voraussetzungen der Moderne die idealische Individualität keine Utopie ist, sondern sich jederzeit realisieren kann. Und deshalb auch reagiert Humboldt ausgesprochen irritiert, als er aus einem Brief Körners, den Schiller im September 1795 ebenfalls um ein Urteil über seine besonderen dichterischen Fähigkeiten gebeten hatte, dessen Glauben „an einen Übergang aus dieser Eigentümlichkeit [Schillers] gleichsam in die

---

<sup>14</sup> Ebd., S. 5.

<sup>15</sup> Ebd.

allgemeine klassische Bahn“ herausliest.<sup>16</sup> Da sich für Humboldt „der entscheidende semantische Pfeil aller Veränderung auf das Individuum“ richtet,<sup>17</sup> hat er als Bildungstheoretiker jede allgemeine Bahn, und sei es die klassische, so sehr perhorresziert wie als Theoretiker des politischen Liberalismus die Manifestationen der *volonté générale*. Alarmiert schreibt er am 23. Oktober 1795 an Schiller:

Es streitet gegen meine Theorie der Bildung überhaupt. Jeder muß *seine* Eigentümlichkeit aufsuchen und diese reinigen, das Zufällige absondern. Es bleibt dennoch immer Eigentümlichkeit; denn ein Teil des Zufälligen ist an das Individuum unauflöslich gebunden, und dies kann und *darf* man nicht entfernen. Nur dadurch ist eigentlich Charakter möglich und durch Charakter allein Größe. Ihr Dichtercharakter aber ist gerade Erweiterung des Dichtercharakters überhaupt.<sup>18</sup>

Dies sind die Humboldtschen Leitmaximen in der Charakteristik von Schillers Dichtergenie: Größe erwächst nur aus der Eigentümlichkeit des Charakters, und allein die zur Größe gesteigerte individuelle Abweichung von der allgemeinen Bahn, möge diese zurück zu den Griechen oder voraus auf ein zukünftiges Menschheitsideal führen, gewährleistet die Erweiterung der Dichtkunst generell. Implizit wehrt er damit jeden geschichtsphilosophischen Zwang zur Begründung von Dichtung in der Moderne ab; wo Charakter ist, der das konstitutiv Eigentümliche an ihm zum Notwendigen erhebt, dort ist für Humboldt große Dichtung, die den Begriff des Dichterischen erweitert, jederzeit möglich. Deshalb ist Schiller für Humboldt der modernste Dichter, weil er der charakteristischste Dichter ist, und weil er der charakteristischste Dichter ist, ist er zugleich der griechischste Dichter, denn die Griechen bilden für Humboldt das Vorbild dafür, wie sich das Idealische aus der Individualität und dem Charakteristischen entfalten läßt.

Dies erklärt, weshalb von Anbeginn Humboldt in seinen Versuchen, das „Charakteristische“ des Schillerschen „Geistes“ zu erfassen,<sup>19</sup> darum bemüht ist, die dichterische Individualität Schillers als eine grundsätzliche Erweiterung der Möglichkeiten von Dichtkunst überhaupt zu beschreiben. Der erste große Versuch zur Charakterisierung Schillers findet sich in Humboldts Brief vom 4. August 1795. Humboldt, der damals auf Schillers Beiträge für den *Musen-Almanach für das Jahr 1796* wartet, wirft dort die Frage auf, wie der Freund wohl

---

<sup>16</sup> Ebd., Bd. I, S. 191.

<sup>17</sup> Cord-Friedrich Berghahn: Urbane Semantik. Metropolenerfahrungen bei Wilhelm von Humboldt am Beispiel der Pariser Tagebücher. In: *Tableau de Berlin. Beiträge zur „Berliner Klassik“ (1786-1815)*. Hg. von Iwan D’Aprile, Martin Disselkamp und Claudia Sedlarz. Hannover-Laatzten 2005, S. 307- 330, hier S. 312.

<sup>18</sup> Briefwechsel (wie Anm. 1), Bd. I, S. 191.

<sup>19</sup> Ebd., S. 76 (4.8.1795).



„den Übergang von der Metaphysik zur Poesie gemacht haben“ werde,<sup>20</sup> und antizipiert in einem längeren Gedankenspiel eine Auseinandersetzung im literarischen Publikum darüber, ob Schiller eher über dichterisches oder über philosophisches Genie verfüge. Humboldt verwirft diese Alternative und erkennt die Eigentümlichkeit des Schillerschen Geistes gerade darin, daß er weder derjenige eines philosophierenden Dichters noch der eines dichtenden Philosophen sei, sondern daß in ihm Poesie und Philosophie „schlechterdings *eins*“ seien. Die Einheit von Poesie und Philosophie in Schillers Geist, „die innere Verwandtschaft des dichterischen und des philosophischen Genies“, erweitert aber auch den Begriff der Dichtung und der Philosophie jeweils auf eine Weise, die sowohl für Dichter als auch für Philosophen irritierend sein muß: „Man könnte sagen, daß in beiden mehr und eine höhere Wahrheit sei, als wofür man gewöhnlich Sinn hat, in der Poesie mehr Notwendigkeit des Ideals, in der Philosophie mehr Natur und Wesen, insofern es der bloßen Form, dem System, entgegensteht.“<sup>21</sup> So erscheint in Humboldts Sicht bei Schiller die Trennung zwischen der Wahrheit der Wirklichkeit und der Wahrheit der Idee aufgrund einer solchen „Fülle der geistigen Kraft“ dergestalt aufgehoben, „daß dieselbe vom Mangel an Wesenheit in der Wirklichkeit zur Idee und von der Armut der Idee zur Wirklichkeit zurückgetrieben wird.“ Aber nicht als ein Oszillieren zwischen Wahrheit und Idee stellt Humboldt sich die produktive Geisteskraft Schillers – seine „Geisteseigentümlichkeit“ - vor, sondern als eine Neuschöpfung der Wirklichkeit aus der Selbsttätigkeit des Geistes in einem „gegenseitigen Zusammenwirken der Vernunft und der Einbildungskraft, die durch das Übergewicht der ersteren mehr produzierend als reproduzierend wird.“<sup>22</sup> Der Dichter Friedrich Schiller ahmt die Welt also nicht nach, sondern er schafft sie mit Hilfe seiner eminenten Geisteskraft aus sich heraus neu, wobei er die Wahrheit der Idee mit der empirischen Wirklichkeit in einem Zusammenspiel von Vernunft und Einbildungskraft harmonisch in Einklang bringt.

So also die Grundzüge der geistigen Physiognomie Schillers, wie Humboldt sie wenige Wochen nach seinem Abschied aus Jena in seiner frühesten Charakteristik des Freundes entworfen hat. Sie haben sich in seiner Wahrnehmung Schillers bis an Humboldts Lebensende nicht mehr verändert; noch in seiner letzten und größten Charakteristik, der 1830 erschienenen „Vorerinnerung“ zum Briefwechsel *Ueber Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung* heißt es: „Schiller kannte keine andre Beschäftigung, als gerade mit Poesie und Philosophie, und die Eigenthümlichkeit seines intellectuellen Strebens bestand

---

<sup>20</sup> Ebd., S. 76.

<sup>21</sup> Ebd., S. 76f.

<sup>22</sup> Ebd., S. 77.

gerade darin, die Identität ihres Ursprungs zu fassen und darzustellen.“<sup>23</sup> Entscheidend in unserem Zusammenhang ist nun, daß die Verschmelzung von Philosophie und Poesie, von Vernunft und Einbildungskraft, von Idee und Empirie von Humboldt nicht allein als das Charakteristikum des Schillerschen Geistes und damit seiner schöpferischen Produktivität erkannt wird, sondern daß die dichterischen Erzeugnisse dieser so charakterisierten Individualität für ihn notwendig eine fundamentale Erweiterung, genauer: eine Überschreitung aller bisherigen Möglichkeiten von Dichtung aus dem Geist der avanciertesten Moderne darstellen. Es ist dies eine Poesie, die sich durch „eine höhere Wahrheit“ als jede andere Dichtung auszeichnet, weil der Wirklichkeitsbezug des Dichters Schiller, der die Welt nach dem Vernunftgesetz aus der Kraft seines eigenen Geistes neu erschafft und sie mit Hilfe seiner Einbildungskraft in harmonischen Bezug setzt zur Wirklichkeit der Empirie, die „Notwendigkeit des Ideals“ in jedem seiner Werke impliziert.<sup>24</sup> Alle Schillersche Poesie ist für Humboldt notwendig aufs Ideal bezogen, alle Neuschöpfung der Wirklichkeit erfolgt im Horizont einer regulativen Idee, so daß die Trennung zwischen der Wahrheit der Idee und der Wahrheit der Wirklichkeit in seinem Werk poetisch aufgehoben erscheint. Es kann für Humboldt aufgrund der Eigentümlichkeit von Schillers geistiger Produktivität kein Werk Schillers geben, in dem die Darstellung der Wirklichkeit nicht die Darstellung des Ideals einschließt.

Humboldt besitzt den Begriff noch nicht, aber in der Sache hat er damit Schiller präzise bestimmt als einen sentimentalischen Dichter: als einen Dichter, der so sehr von der Natur getrennt ist, daß er die Wirklichkeit nicht mehr nachahmen kann, sondern sie imaginativ neu zu erschaffen hat im Horizont des Ideals. Schillers aus der geschichtsphilosophischen Analyse der Situation des Dichters „in einem künstlichen Weltalter“<sup>25</sup> abgeleitete Konsequenz, daß nicht „die möglichst vollständige *Nachahmung des Wirklichen*“, sondern „*die Darstellung des Ideals den Dichter machen muß*“,<sup>26</sup> hatte Humboldt also bereits aus der Analyse von dessen Charakter entwickelt, bevor Schiller sich an die Niederschrift von *Über naive und sentimentalische Dichtung* begeben hatte. Als sich Schiller dort daran machte, den Typus des modernen sentimentalischen Dichters zu entwerfen, brauchte er nur die Konturen seiner eigenen geistigen Physiognomie nachzuzeichnen, wie Humboldt sie schon kurz nach seiner Abreise aus Jena skizziert hatte. Die Frage nach der Notwendigkeit des Ideals in Schillers

---

<sup>23</sup> Humboldt: Werke (wie Anm. 7), S. 372.

<sup>24</sup> Briefwechsel (wie Anm. 1), Bd. I, S. 76.

<sup>25</sup> NA, Bd. 20, S. 435.

<sup>26</sup> Ebd., S. 437.

Poesie beantwortet Humboldt dort freilich nicht wie dieser selbst in seiner großen Abhandlung anhand einer Analyse der Situation des von der Ursprünglichkeit der Natur getrennten Dichters in der zersplitterten Moderne, sondern allein aus der Analyse der Eigentümlichkeit des Schillerschen Dichter-Ichs. Für Humboldt sind die Voraussetzungen für künstlerische Produktivität individuelle, allein anthropologisch bestimmbare, also nicht kollektive und damit geschichtsphilosophisch deutbare - wie Humboldt auch das Wesen der Poesie letztlich immer anthropologisch und nicht im Sinne einer historischen Ästhetik bestimmt; als Schiller ihm im September 1795 sein Gedicht *Die Macht des Gesanges* schickt, da gesteht Humboldt, daß dieses Gedicht jene Seite berühre, „auf die es mir immer eigen ist“: „Sie berührt die innerste und unergründliche Natur des Menschen, den unbegreiflichen Übergang und Zusammenhang des Gedankens und der Empfindung“.<sup>27</sup> Seine anthropologische Begründung der Kunst ändert aber nichts daran, daß Schillers poetische Leistungen auch für Humboldt poesiegeschichtlich unhintergebar sind: Aus den individuellen Voraussetzungen seines Geistes hat Schiller eine fundamentale Grenzerweiterung der Poesie vorgenommen, die seine eigene Dichtung den höchsten Punkt der Moderne bezeichnen läßt.

Die Charakteristik Schillers, mit der er am 4. August 1795 begonnen hat, wird deshalb zum permanenten Projekt der Humboldtschen Briefe an den bewunderten Freund, weil er als Anthropologe an dessen Werk zum einen das grundsätzliche Wesen der Poesie als des Reflexionsmediums der für den Menschen konstitutiven Verbindung von Gedanke und Empfindung studieren kann und weil er zum anderen in Schillers Werk die avancierteste Ausformung der Poesie als Verschmelzung der Wirklichkeit der Natur mit der Notwendigkeit der Idee erkennt. Als Schiller ihm im August 1795 das große philosophische Bekenntnisgedicht *Die Ideale* schickt, identifiziert Humboldt in ihm sofort „den eigentümlichen Charakter, an dem ich auch unter lauter Meisterwerken doch *Ihre* Arbeit leicht erkennen würde“, und resümiert: „Gewiß ist Ihre Geistesform jetzt auf ewig bestimmt.“<sup>28</sup> Jedenfalls bildet es den Ehrgeiz der Humboldtschen Briefe, die Schillersche Geistesform auf ewig zu bestimmen. Dabei wird die Neuschaffung der Wirklichkeit von Innen heraus, die den konstitutiven Mangel der Realität durch die Notwendigkeit des Ideals auszugleichen vermag, zur idée fixe aller Humboldtschen Charakterisierungsversuche von Schillers poetischer Imaginationsform. Das von Humboldt in seinem Brief vom 5. Oktober 1795 formulierte große Rätsel der Schillerschen Kreativität, „wie wenig Sie eigentlich in

---

<sup>27</sup> Briefwechsel (wie Anm. 1), Bd. I, S. 155.

<sup>28</sup> Ebd., S. 117.

jedem Verstande von außen nehmen“, löst sich dabei immer durch den Hinweis auf die Eigentümlichkeit des Schillerschen Geistes, in dem das dichterische und das philosophische Genie untrennbar verschmolzen sind; so kann sich aufgrund von Schillers Distanz zur defizitären Realität in seiner Poesie eine Unendlichkeit des Gehalts entfalten: „Sie sind doch unendlich glücklich, teurer Freund, einen solchen Reichtum in sich zu bewahren, bloß aus sich selbst soviel schöpfen zu können, als genug ist, ein ganzes Leben mit schöner Mannigfaltigkeit auszustatten.“<sup>29</sup> Schiller ist also für Humboldt nicht mehr ein Dichter, der einen äußeren Stoff nimmt und ihn durch ästhetische Gestaltung mit einem spezifischen Gehalt ausstattet, sondern der seinen Stoff aus sich selbst heraus neu schafft und aus ihm im Zusammenspiel von Vernunft und Einbildungskraft, unbehindert von den Restriktionen einer vorgegebenen Empirie, aber in Übereinstimmung mit deren durch die Vernunft erschlossenen Gesetzen, einen unendlichen Gehalt zu entfalten vermag.

Aus dieser Charakteristik von Schillers Geistesform entwickelt Humboldt eine Topologie der künstlerischen Kreativität, die in der deutschen Geistesgeschichte eine große Karriere entfalten wird: Es ist dies die Opposition von Tiefe und Fläche. Schiller, der alle poetische Erfindung sich bewähren läßt im Angesicht der Notwendigkeit des Ideals und bei dem Vernunft und Einbildungskraft autonom ihre Welten schaffen, ist für Humboldt der Dichter der Tiefe, weil es für den Dichter-Philosophen keine Nachahmung der Natur, die immer eine Nachahmung von Flächen – Oberflächen – ist, geben kann. Wann immer er von Schillers Dichtung spricht, erweist sich Humboldt als Virtuose der Tiefensemantik. Als er im August 1795 Schillers *Macht des Gesanges* liest, rühmt er die Verse, weil sie „dem Geist auf einmal eine unabsehbare Tiefe“ eröffnen.<sup>30</sup> „Auf einmal“: die Unendlichkeit des Gehalts entfaltet sich nicht prozessual, sondern sie ist Präsenz des Unendlichen in der Endlichkeit des Texts. Und „unabsehlich“: kein Geist ist tief genug, um in die Tiefen dieses Werks hinabzuschauen. Die Charakteristik Schillers hat also Konsequenzen für den Werkbegriff, die man „unabsehlich“ wird nennen dürfen; wo, wie es Humboldt für das Werk Schillers voraussetzt, die Unendlichkeit der Idee eine konstitutive Verbindung mit der Endlichkeit des Phänomens eingeht und die philosophische Reflexionsweise mit der poetischen Imaginationsform verschmilzt, wird das endliche Werk zum Gefäß von unendlicher Tiefe.

---

<sup>29</sup> Ebd., S. 168.

<sup>30</sup> Ebd., S. 88.

Zu voller Entfaltung bringt Humboldt seine Tiefensemantik erst im Oktober 1795, als Schiller ihm seine „ästhetische Gewissensfrage“ stellt,<sup>31</sup> ob er sich der dramatischen oder der epischen Dichtung zuwenden solle. Es sind Fragen wie diese, auf die der Anthropologe Humboldt nur gewartet hat, um weiter in die unabsehbare Tiefe des Charakters vorstoßen zu können. Er tut dies in seinem Antwortbrief an Schiller erstmals in weltliterarischer Perspektive, indem er Schiller – ähnlich wie dieser selbst es in seiner Abhandlung *Über naive und sentimentalische Dichtung* tun wird, wovon Humboldt zu diesem Zeitpunkt aber noch nichts wissen kann – mit den Griechen vergleicht und dabei zu einem Befund gelangt, der bei Schiller eine nachhaltige Irritation auslöst: „Unter allem mir bekannten Griechischen ist keine Zeile, von der ich mir Sie als den Verfasser denken könnte“.<sup>32</sup> Den Grund hierfür erkennt Humboldt weder in den Differenzen des Nationalcharakters noch in der Situation der Literatur allgemein oder in den „Fortschritten des Zeitalters“, sondern einzig im besonderen Charakter von Schillers dichterischer Produktivität, der aber mit den objektiven „Forderungen des poetischen Genies“ so innig verbunden sei, daß er „sogar eine wesentliche Erweiterung desselben“ bedeute. Wieder begründet Humboldt den unhintergehbaren Sprung in der Dichtungsentwicklung, der mit Schillers Werken erfolgt sei, mit dem „stärkeren Anteil des Ideenvermögens“ in dessen Werk, mit einem „Überschuß von Selbsttätigkeit“, „die sich auch den Stoff, den sie bloß empfangen sollte, noch selbst schafft, aber sich hernach mit ihm wie mit einem bloß gegebenen verbindet“, so daß Schillers Werk „ganz eigentlich in ein überirdisches Gebiet“ hinüberführt, zu einer Poesie des Erhabenen, „die durch die Idee wirkt“. Auf eine Formel gebracht: „überall mehr Tiefe als Fläche“.<sup>33</sup> Und damit gelangt Humboldt zu der Antwort auf Schillers Frage: Als Dichter der Tiefe sei er ein genuiner Dramatiker, denn die Aufgabe des Dramas sei es, „das Verhältnis des Menschen zum Schicksal darzustellen“, und dies sei „eigentlich die Darstellung einer Idee“. „Die bewundernswürdige Tiefe Ihres Geistes steht hier an ihrer Stelle“.<sup>34</sup>

Wiederum also charakterisiert Humboldt Schillers poetisches Vermögen auf eine Weise, die dessen Begriff des sentimentalischen Dichters schon sehr nahe kommt, und wiederum begründet er, inwiefern Schillers auf den subjektiven Voraussetzungen seines poetischen Genies beruhende Erweiterung des Dichtungsbegriffs einen objektiven Vorzug seines Werks gegenüber aller anderen Dichtung bezeichnet, aber erstmals tut er dies in Abgrenzung zu der

---

<sup>31</sup> Ebd., S. 196.

<sup>32</sup> Ebd., S. 179.

<sup>33</sup> Ebd., S. 179f.

<sup>34</sup> Ebd., S. 180.

Poesie, die das höchste Ansehen genoß, derjenigen der Griechen, wobei er diesem Vergleich keinerlei geschichtsphilosophischen Koeffizienten verleiht. Schiller hätte mit alldem sehr zufrieden sein können, wenn ihn nicht die geschichtsphilosophische Abstinenz Humboldts zu einer tiefen Irritation über dessen Bemerkung geführt hätte, es gebe in der gesamten griechischen Literatur keine einzige Zeile, als deren Verfasser er sich Schiller vorstellen könne. Mit diesem Satz wurde Humboldt zum Motor des Schillerschen Modernitätsbewußtseins, weil Schiller Humboldts aus dem Charakter des Dichters und nicht aus dessen geschichtlicher Situation abgeleiteten Befund, der für diesen einen einzigartigen Vorzug der Dichtung Schillers bezeichnete, als Analyse eines individuellen Versagens mißverstand. Humboldt hatte also, ohne es zu wollen, einen wunden Punkt des Dichters getroffen, und Schiller reagierte mit der Empfindlichkeit desjenigen, der, umgeben von Bildungsvirtuosen, durch diese Bemerkung Humboldts an Defizite seiner eigenen Bildung erinnert wurde. Schiller konnte nun einmal kein Griechisch und hatte sich die griechische Literatur nie systematisch aus den Quellen erschlossen, und so las er denn, was Humboldt als eine im Charakter begründete notwendige Fortentwicklung des Poetischen erkannt hatte, als Diagnose eines persönlichen Mangels. Nur mit Beklommenheit liest man die mit mühsam unterdrückter Erregung formulierten Sätze Schillers in seinem Antwortbrief an Humboldt vom 26. 10. 1795, in dem er, als habe er sich zu rechtfertigen, die Zufälle seiner Bildungsgeschichte unter „ungünstigen Umständen“ erläutert, dagegen seine Fähigkeit zur „schnellen Aneignung“ der Griechen hervorhebt, jede „ursprüngliche Differenz“ zwischen sich und den Griechen leugnet, ja eine „größere Affinität zu den Griechen“ für sich beansprucht, „weil ich sie, ohne einen unmittelbaren Zugang zu ihnen, doch noch immer in meinen Kreis ziehen und mit meinen Fühlhörnern erfassen kann.“<sup>35</sup> (Was freilich heißt: „mit meinen Fühlhörnern erfassen“? Das Bild des Dichters als Schnecke kennzeichnet die ganze Widersprüchlichkeit in Schillers Verhältnis zu den Griechen: die Mühsal der Annäherung, ein Bewußtsein der Inferiorität, das von Humboldts Bemerkung aktiviert wurde, schließlich auch den Anspruch des Dichters auf äußerste Sensibilität in der Aneignung der Griechen.) Und so mündet dies alles in die Prognose, Humboldt werde „sicherlich Produkte von mir sehen, die nicht ungriechischer sein sollen als die Produkte derer, welche den Homer an der Quelle studierten.“<sup>36</sup>

Gewiß beruhte dieser von einem Inferioritätsempfinden stimulierte Ausbruch des Schillerschen Größen-Ichs auf einem grundsätzlichen Mißverständnis von Humboldts

---

<sup>35</sup> Ebd., S. 197f.

<sup>36</sup> Ebd., S. 198.

Argument. Entscheidend aber ist, daß es sich als ein im höchsten Maße produktives Mißverständnis erwies. Denn gerade weil er Humboldts allein aus der Charakteranalyse entwickelten Befund, keine einzige Zeile der griechischen Literatur sei denkbar, die ihn selbst zum Verfasser haben könne, als Urteil über ein subjektives Defizit fehldeutete, polte Schiller, der den Aufsatz über den naiven Dichter gerade abgeschlossen hatte und nun an demjenigen über den sentimentalischen Dichter arbeitete, in seiner Antwort an Humboldt dessen (mißverständlich so interpretierte) Diagnose eines subjektiven Defizits um in diejenige einer objektiven Differenz, indem er dessen Urteil über Schillers spezifische dichterische Geistesform übertrug auf die Gattungsgeschichte der Menschheit und dabei den subjektiven Mangel des einzelnen neueren Dichters gegenüber den Griechen in einen objektiven Vorzug aller modernen Dichter gegenüber den Griechen umdeutete. Produktiver hätte kein Mißverständnis sein können, denn was ihm der von Humboldts Charakteristik, die immer auch auf eine Festschreibung des Charakters zielt, ausgelöste Rechtfertigungsdruck in die Feder diktierte, war nichts anderes als der damals noch unausgeführte Grundgedanke der großen Abhandlung *Über naive und sentimentalische Dichtung*, der auf die historisch-ästhetische Begründung einer genuin modernen Poesie zielt:

Ich habe zugleich bemerkt, daß diese *Annäherung* an den griechischen Geist, die doch nie *Erreichung* wird, immer etwas von jener „modernen Realität“ nimmt, gerade herausgesagt, daß ein Produkt immer ärmer an *Geist* ist, je mehr es *Natur* ist. Und nun fragt sich, sollte der moderne Dichter nicht recht haben, auf seinem ihm ausschließend eigenen Gebiet sich einheimisch und vollkommen zu machen, als in einem fremden, wo ihm die Welt, seine Sprache und seine Kultur selbst ewig widersteht, sich von dem Griechen übertreffen lassen? Sollten, mit einem Wort, neuere Dichter nicht besser tun, das *Ideal* als die *Wirklichkeit* zu bearbeiten?<sup>37</sup>

Erst mit dieser noch im selben Brief erfolgenden Umpolung der Perspektive von dem mit verbissenem Ehrgeiz verfochtenen Anspruch, mit der Zeit auch etwas zustandebringen zu können, das „nicht ungriechischer“ sei als etwa die Werke Goethes, Wielands oder Herders, zu einer positiven Bestimmung der Leistung der „modernen Dichter“ gegenüber den Griechen hatte Schiller das theoretische Niveau der Humboldtschen Charakteristiken seiner Geistesform erreicht. Denn die Frage, die Schiller hier aufwirft, hatte Humboldt schon ein Vierteljahr zuvor in seiner ersten Charakteristik Schillers positiv beantwortet. In allen seinen Zügen entspricht der Typus des modernen Dichters, den Schiller in diesen Sätzen entwirft, dem Charakter Schillers selbst, wie Humboldt ihn dort gezeichnet hatte: als das Portrait eines

---

<sup>37</sup> Ebd., S. 198.

Dichters, der das Ideal anstelle der Wirklichkeit bearbeitet und dessen Werk seinen Reichtum an Geist einer konstitutiven Distanz zur Natur verdankt. Der sentimentalische Dichter ist – auch wenn der Begriff für ihn an dieser Stelle noch immer nicht gefunden ist – der von Schiller unter dem Rechtfertigungsdruck, unter den er sich durch Humboldts Analyse seiner eigenen Geistesform gesetzt fühlte, zum modernen Typus hochgerechnete Charakter Schillers selbst in der Gestalt, die ihm seine begriffliche Festlegung durch Humboldt verliehen hatte. Dabei wird die Erweiterung der Dichtung um die Notwendigkeit des Ideals, die Humboldt aus dem Charakter Schillers abgeleitet hatte, in Schillers geschichtsphilosophischer Neuperspektivierung des Problems zum konstitutiven Grundzug aller modernen Poesie; wie er seinen von Humboldt definierten Charakter zum modernen Typus erweitert, so erweitert er die von Humboldt definierte Eigentümlichkeit seiner Poesie zur Wesensbestimmung aller modernen Dichtung: mehr Geist als Natur, mehr Ideal als Wirklichkeit. Sein jüngerer Freund hätte an dieser Stelle sagen können: mehr Tiefe als Fläche. Aber auch Schiller selbst wird dies nur zwei Monate später sagen, im Brief vom 25. Dezember 1795, als ihm Humboldts erste Bemerkungen zu seiner Abhandlung über die naiven und sentimentalischen Dichter vorliegt. Dort urteilt er aus der nun gewonnenen geschichtsphilosophischen Selbstgewißheit des modernen Dichters, daß „kein griechisches Trauerspiel *dem Gehalt nach* sich mit demjenigen messen kann, was in dieser Rücksicht von Neuern geleistet werden *kann*.“ Er verweist dabei auf eine gewisse ideelle „Armut und Leerheit“ der griechischen Dichter. Zu seinem Kronzeugen wird dabei ausgerechnet Homer: „Seine Dichtungen haben eine unendliche Fläche, aber keine solche Tiefe.“<sup>38</sup> So teilt er Humboldt dessen eigene Einsichten mit, die er mittlerweile zu einem gattungsgeschichtlichen Muster generalisiert hat.

Kein Wunder also, daß Wilhelm von Humboldt, als ihn Schillers Brief vom 26. Oktober 1795 mit seinen halb gereizten, halb zustimmenden Reaktionen erreichte, ausgesprochen zufrieden reagierte. Daß Schiller die Diagnose seiner Eigentümlichkeit, die der Anthropologe vorgenommen hatte, zum Grundtypus der Moderne hochrechnete, konnte ihm nur recht sein. Er legte dann in seinem großen Antwortbrief vom 6. November, einem herrlichen Exempel psychologischer Empathie, freilich äußersten Wert darauf, daß Schiller unter allen modernen Dichtern auch der modernste sei – und dies, um zugleich, als Antwort auf dessen nervöse Reaktion auf die Diagnose seiner Distanz zu den Griechen, zeigen zu können, daß Schiller auch der griechischste Dichter unter den Modernen sei. Das Mittel, das Humboldt erlaubte, den modernsten Dichter zugleich als denjenigen zu bestimmen, der „den Griechen so

---

<sup>38</sup> Ebd., S. 271f.



verwandt“ sei,<sup>39</sup> war die idealistische Ganzheitsästhetik. Was Schiller mit den Griechen verbinde, sei, so Humboldt, „die reine Genialität, der echte Dichtergeist“, der sich manifestiere in der Hervorbringung einer von allem Zufälligen gereinigten ästhetischen Totalität.<sup>40</sup> Darin aber erschöpft sich auch schon die Gemeinsamkeit, denn während ästhetische Totalität sich bei den Griechen über deren mimetische Rezeptivität - ihre „Empfänglichkeit“,<sup>41</sup> die ihren Geist zum „treuen Spiegel der Natur“<sup>42</sup> werden ließ – konstituierte, werde der Charakter des Schillerschen Geistes durch die „Selbsttätigkeit“<sup>43</sup> einer poetischen Produktivität charakterisiert, die Kontingenzvermeidung durch die ideelle Neuschöpfung der Welt von Innen heraus gewährleistet. Weil sich dieser Grundzug der modernen Dichter, poetische Mannigfaltigkeit aus der Tiefe der Ideen und der Notwendigkeit des Ideals zu entfalten, in Schiller am stärksten ausprägt, ist er für Humboldt der „modernste“<sup>44</sup> Dichter, und weil er als ideellster auch der alles Zufällige am sichersten ausschließende Dichter ist, nähert er sich für Humboldt zugleich am stärksten den Griechen. Diese aber werden durch Humboldts Apotheose von Schillers absoluter Modernität weltliterarisch für immer degradiert, und zu diesem Zweck läßt Humboldt den schweren Hammer seiner Tiefensemantik auf sie herniederfahren: Er diagnostiziert bei ihnen „eine gewisse Dürftigkeit“, denn sie besäßen nicht den „fruchtbaren Geistesgehalt, in dem Mannigfaltigkeit sich mit Tiefe gattet“.<sup>45</sup>

Dies also bezeichnet für Humboldt den großen Vorzug des „modernsten“ Dichters gegenüber den Griechen, auf die dieser so sehnsüchtig zurückblickt: Was bei ihnen zweidimensionale Totalität in der Fläche ist, ist bei ihm dreidimensionale Totalität, in der alle Fläche Tiefe bezeichnet. Es möge ja sein, so resümiert Humboldt seine Überlegungen zu Schillers avanciertester Modernität, daß „aus Ihren Produkten, nächst den griechischen, am meisten die Notwendigkeit der Form spricht, nur daß Sie dieselbe aus sich selbst schöpfen, indem die Griechen sie aus dem Anblick der gleichfalls in ihrer Form notwendigen äußern Natur nahmen. Daher denn auch die griechische Form mehr dem Sinnenobjekt, die Ihrige mehr dem Vernunftobjekt gleich“.<sup>46</sup>

---

<sup>39</sup> Ebd., S. 208.

<sup>40</sup> Ebd.

<sup>41</sup> Ebd., S. 209.

<sup>42</sup> Ebd., S. 210.

<sup>43</sup> Ebd., S. 209.

<sup>44</sup> Ebd.

<sup>45</sup> Ebd., S. 211.

<sup>46</sup> Ebd., S. 212.

So legte der Idealist Humboldt den Idealisten Schiller auf dessen äußerste Modernität fest und verschloß, wenn er den Theoretiker der naiven und der sentimentalischen Dichtung sehnsüchtig zu den Griechen zurückblicken sah, diesem intransigent jeden Rückweg in die Naivität. Dabei unterschätzte er gewiß die Tiefe der Wunde, die er Schiller mit der Bemerkung geschlagen hatte, er kenne keinen Satz der griechischen Literatur, den dieser geschrieben haben könne. Wie tief sie war, zeigt die Tatsache, daß Schiller, noch bevor dessen großer Antwortbrief vom 6. November bei ihm eingetroffen war, am 9. November an Humboldt schrieb, er habe sich dazu entschlossen, nun „das Griechische zu treiben“; das werde ihm zugleich helfen, „das Moderne vergessen“.<sup>47</sup> Genau dies aber paßte nicht in Humboldts theoretisches Konzept des „modernsten“ Dichters. Deshalb schnitt er Schiller diesen Rückweg aus der Moderne zu den Griechen radikal ab, wobei er, der große Bildungstheoretiker, sich einmal als Meister der schwarzen Pädagogik erwies: Er wünsche sich zwar, so teilte er Schiller am 20. November ohne jeden Enthusiasmus mit, daß dieser „Griechisch *wüßte*“: „Allein ich kann es dennoch nicht über mich gewinnen, nicht die Stunden zu bedauern, die Sie beim ersten Anfang rein verlieren.“<sup>48</sup> Und dann entwarf er ein Curriculum, das Schiller jeden weiteren Gedanken daran, Griechisch zu lernen, sofort schauernd verbannen ließ.

So erwies sich Wilhelm von Humboldt in seinem Briefwechsel mit Schiller Zug um Zug als der konsequenteste Theoretiker von dessen Modernität. Wann immer ihn fortan ein neues Drama seines unendlich bewunderten Freundes erreichte, arbeitete er in seinen großen Antwortbriefen dessen Tiefe und damit zugleich dessen Modernität heraus – am konsequentesten auf den 24 Seiten des Briefes über *Wallenstein*, den er im September 1800 in der Hauptstadt der Moderne, in Paris, schrieb. Und als ihm Schiller im Februar 1803 die *Braut von Messina* ankündigte und dabei noch einmal seine Wunde zeigte – „Ich hab es nicht vergessen, daß Sie mich den *modernsten* aller neuern Dichter genannt und mich also im größten Gegensatz mit allem, was antik heißt, gedacht haben.“<sup>49</sup> –, da reagierte Humboldt, der nun in Rom, der Hauptstadt der Antike, saß, auf diese Offenbarung eines Traumas und den Wunsch des Traumatisierten, ihm „das Geständnis abzwängen“ zu können, „daß ich auch diesen fremden Geist [der Antike] mir habe zu eigen machen können“,<sup>50</sup> mit der Verwunderung des Pädagogen, der nun schon seit nahezu einem Jahrzehnt seinem

---

<sup>47</sup> Ebd., S. 217f.

<sup>48</sup> Ebd., S. 227.

<sup>49</sup> Ebd., Bd. II, S. 229.

<sup>50</sup> Ebd.

begabtesten Schüler beizubringen versucht, daß dieser Wunsch an dem spezifischen Potential von dessen Charakter vorbeigeht, der ihn nun einmal dazu bestimmt hat, der modernste aller modernen Dichter zu werden: „Aber warum wollten Sie nur leisten, was jene [die Alten] leisteten? Es ist einmal unverkennbar. Wir haben mehr als sie, und es ist möglich, dies Mehrere poetisch darzustellen. Sie *waren* bloß, was sie waren. Wir wissen auch, was wir sind, und blicken darüber hinaus. Wir haben durch die Reflexion einen doppelten Menschen aus uns gemacht.“<sup>51</sup> Schillers Dichtung ist die Poesie des „doppelten Menschen“, und ebendies machte sie für Humboldt „unverkennbar“ modern.

---

<sup>51</sup> Ebd., S. 234.